



Angst vor dem Fremden, Angst vor dem Wandel

EIN INTERRELIGIÖSES GESPRÄCH MIT PFARRER BERNHARD FRICKE

Angeblich berechtigte Ängste und Sorgen um das Wohl dienen gern als Rechtfertigung für Rassismus und Aggression. Angst vor vermeintlicher Überfremdung, Angst vor dem Clash von Kulturen, Angst vor dem Verlust der gewohnten Sicherheit wie auch Angst vor dem Verlust der eigenen vermeintlichen Überlegenheit und allgemein die tiefsitzende Angst vor Veränderung – es hilft nie, Ängste zu verdrängen, auch wenn sie noch so fragwürdig motiviert sind. Man sollte sich ihnen stellen und auf den Grund gehen. Doch wie bekommt man das hin, ohne sich doch wieder nur von den eigenen Neigungen und Emotionen leiten zu lassen? Überall in der Welt beschwören Menschen Hass auf „die Fremden“, die vermeintlich mit ihrer anderen Kultur die eigene glorreiche Nation gefährden. In Myanmar gibt es traurigerweise sogar buddhistische Hass-Prediger, und wir sehen mit Schauern, wie dort bösartiger Nationalismus in buddhistischer Robe der Gewalt an den Rohingya das Wort redet. Aber auch in Deutschland haben offener Rassismus, Antisemitismus und feindliche Stimmung gegenüber Menschen anderer Kultur über die letzten Jahre in erschreckender Weise zugenommen.

Bernhard Fricke ist Christ, arbeitet seit sechs Jahren in der Flüchtlingsarbeit der ev. Kirche und ist zuständig für Migranten*innen in Potsdam. Seine Erfahrung reicht zurück bis in die Zeit, als 2015/16 sehr viele Flüchtlinge kamen. Seine wesentlichen Aufgaben sind Flüchtlingsschutz und Integration. Seit Jahren im interreligiösen Forum Potsdam herzlich verbunden, sprachen wir mit ihm über seine persönlichen Erfahrungen.

Wie erlebst Du deine Arbeit mit den Flüchtlingen, auf was für Menschen triffst Du da?

BERNHARD FRICKE: Die Arbeit ist sehr vielfältig, weil die Menschen so unterschiedlich sind, mit unterschiedlichen Erfahrungen und Bedürfnissen. Die Menschen kommen aus allen Religionen, vielen Ländern, eine große Bandbreite. Und daher haben diese Menschen unterschiedliche Strategien, mit ihren Problemen fertig zu werden. Religiöse Menschen haben es vielleicht etwas leichter, ihre Situation einzuordnen. Der Zusammenhang zwischen religiösem und politischem Leben ist spannend für mich; die Gemeinschaft in einer Moschee oder Kirche und dazu im Gegensatz die Konfrontation mit dem Leben in der realen Welt, mit Behörden, der Arbeit.

Erlebst Du so etwas wie einen „Kultur-Clash“ – das wovor viele Menschen Angst haben: Angst vor archaischem, zumeist finsternem Denken in Sitten und Gebräuchen, restriktive religiöse Vorschriften, vor einem kulturellen Gegeneinander?

BERNHARD FRICKE: Darauf würde ich zwei Antworten geben. Zum einen: Ich selbst habe noch nie schlechte Erfahrungen diesbezüglich gemacht mit Geflüchteten. Bohrt man etwas tiefer nach: natürlich war nicht alles einfach, zu manchen Menschen ging man auf Distanz, mit anderen wuchs die Freundschaft; es gibt schwierige Menschen und einfache – diese Dinge kommen schon vor. Aber wie man in den Wald hineinruft, so schallt es auch wieder heraus. Begegnet man den Menschen freundlich und mit Herzlichkeit, erwidern sie diese Haltung auch. Natürlich stellten sich auch mir oftmals Fragen zu einem bestimmten Verhalten, aber niemals, dass ich in irgendeiner Weise abgestoßen gewesen wäre oder darüber verärgert.

Wenn ich in die Gesellschaft hineinblicke, ist das anders: Dass Menschen aus anderen Religionen und Kulturen hierherkommen, führt zu Veränderungsprozessen und Herausforderungen, und die muss man sehr ernst nehmen. Für mich ist ein wichtiger Beitrag zum Gelingen von Integration die Begleitung dieser Veränderungsprozesse. Diese finden auf beiden Seiten statt, bei den Zugereisten wie den Einheimischen. Wo es gelingt, die Veränderungen zu gestalten, kann etwas sehr Positives entstehen, aber wo man sich nur abgrenzt und Angst vor Veränderung hat, wird nichts Gutes dabei herauskommen. Viele Menschen in dieser Gesellschaft haben nicht nur Angst vor Fremden, sondern auch vor Veränderungen wie dem Klimawandel, dass sie ihr Auto so nicht mehr fahren dürfen, das Benzin nicht mehr bezahlen können, etc. Da bestehen vielerlei Ängste. Problematisch wird es, wenn diese Ängste auf bestimmte Personengruppen bezogen werden. Das ist bei Geflüchteten einfacher, als eine globale Entwicklung anzufinden, die man nicht steuern kann. Es gibt den Glauben, die Bundesregierung könnte Migration begrenzen, aber auch Migration ist ein globales Thema.

Als 2016 die ultrarechten, ultranationalistischen Parteien und Denkweisen mit ihren Menschenbildern bei den Wahlen plötzlich hohe Zustimmung erhielten, erlebte ich dich wie persönlich verletzt und entsetzt.

BERNHARD FRICKE: Nun, diese Frage nach einer „deutschen Leitkultur“ ist alt. Sie dreht sich um die Frage nach der Identität. „Wer sind wir?“ Als Deutsche, als Menschen – wodurch sind wir geprägt? Die Frage mag berechtigt sein, was uns als Deutsche zusammenhält? Zum anderen muss man diese Frage aber nicht nur eng beantworten. Man muss der Wirklichkeit ins Auge schauen. Gesellschaft verändert sich, davor darf man sich nicht wegducken. Sie entwickelt sich weiter. Man muss aufhören, eine Nostalgie der 50er Jahre als deutsche „Leitkultur“ herbeizuzitieren. An dem Tisch, an dem über Deutschland geredet wird, sitzen viele Menschen. Da sitzen nicht mehr nur weiße Männer, sondern auch bunte Männer, bunte Frauen, verschiedene Generationen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen. Da sitzen nicht nur Christ*innen, sondern auch Muslim*innen, Buddhist*innen, Bahai und viele andere. Unter den Politiker*innen, nicht nur den rechten, sondern in allen Parteien, gibt es etliche mit einem sehr eingeschränkten Menschenbild. Wir brauchen etwas Neues, auf das wir uns einigen können!

Welche Ängste erlebst Du bei den Geflüchteten? Wie ist die Situation, die Du erlebst?

BERNHARD FRICKE: An erster Stelle ist für die meisten erst einmal nach der Bedrohung und Angst ein Leben in Sicherheit

wichtig. Aber viele verbinden ein Leben in Sicherheit auch mit einem Leben in Freiheit. Es geht ihnen nicht nur darum, einen sicheren Ort zu haben, an dem man nicht ermordet und gefoltert wird, ins Gefängnis kommt, sondern auch einen Ort, an dem man frei denken kann, seine Meinung offen aussprechen und sich selbst entwickeln kann. Das war für mich die erste Überraschung. Ich dachte auch, es ginge ihnen um Sicherheit und vor allem um materielles Ankommen. Aber es ging vielen von ihnen von Anfang an vor allem um Freiheit. Darum, sich zu engagieren, sich frei auseinandersetzen zu können, mit ihrer Zukunft und dem, was sie erlebt haben, etwas Neues zu entwickeln und sich mit den anderen aus ihrem Land verbinden zu können. Es kam auch schnell die Frage: „Was können wir für das Land tun, das uns aufgenommen hat?“ – wohl aus Dankbarkeit heraus. Und dass wir hier so offen miteinander umgehen, unsere Meinung sagen, Dinge ansprechen und unsere Regierung kritisieren, das war für viele neu und spannend. Für sie kam es natürlich nicht in Frage, als Neuankömmlinge irgendwas zu kritisieren, aber mir geht es so, dass ich gerne möchte, dass sie ihre Meinung ganz frei sagen. Sie sollen ihr Leben bestimmen, nicht ich, und dazu gehört eine gewisse Auseinandersetzung. Eine große Rolle spielen die Rahmenbedingungen, unter denen Geflüchtete hier aufgenommen wurden und leben. Dass man am Anfang in einer Gemeinschaftsunterkunft untergebracht wird, ist vielen klar. Doch wenn es ein Dauerzustand wird, belastet dies. Es gibt in Potsdam nach wie vor gute Angebote, die deutsche Sprache zu erlernen, aber es gibt auch einfach Menschen, die das nicht gut können. Müsste ich Arabisch, Farsi etc. lernen, würde mir das wohl auch nicht gut gelingen. Die Geflüchteten haben immenses geleistet und sind gleichzeitig sehr an Grenzen gestoßen, auch über die Sprache hinaus. Wohnungsmarkt, Arbeitsmarkt, Bürokratie, da macht Deutschland das Ankommen nicht leicht. Ressentiments ihnen gegenüber hängen sehr stark davon ab, woher sie kommen. Afrikaner haben es aufgrund ihrer Hautfarbe erheblich schwerer als Menschen aus dem Iran oder Syrien. Auch von Seiten der Administration. Menschen aus Eritrea berichten mir dezidiert von Rassismus, und sie leiden sehr darunter. Ich habe viel mit Christ*innen aus Eritrea zu tun, das sind die liebeswürdigsten Menschen, mit einer großen Freundlichkeit, Frömmigkeit und Hilfsbereitschaft. Sie kamen mit großen Hoffnungen her, bekommen aber weder Kontakt innerhalb der Kirche noch zur Gesellschaft, werden diskriminiert, ständig von der Polizei kontrolliert, racial profiling erleben sie andauernd. Das schmerzt mich sehr, denn ich kenne niemanden, der so positiv auf unser Land zugekommen ist, wie sie. Mir sagte jemand: „Warum macht ihr euch die Leute nicht zu Freunden? Irgendwann gehen sie zurück in ihr Land, und dann hättet ihr überall freundschaftliche Verbindungen!“ So weit wird jedoch nicht gedacht.



Was uns eint als Buddhisten und Christen ist das Gebot der un-abdingbaren Nächstenliebe, des bedingungslosen, allumfassenden Mitgefühls. Ich denke, dass dieses Gebot eines ist, das dich leitet, auch bei deiner Arbeit im Umgang mit den Schützlingen. Wenn Du es an deiner Realität misst, es an ihr prüfst, empfindest Du es als sinnvoll? Siehst Du in der Praxis, dass es weiterbringt oder erscheint es Dir als unlebbar, als überzogen und zu großspurig für die reale Welt?

BERNHARD FRICKE: Auf die erste Frage kann ich nur mit einem ganz klaren Ja antworten. Nächstenliebe ohne Unterschied, ja. Es gibt im neuen Testament die Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ Da spielt das Wort „Barmherzigkeit“ eine große Rolle. Sie geht mit Nächstenliebe Hand in Hand, es geht gar nicht anders.

Was genau ist für Dich „Barmherzigkeit“?

BERNHARD FRICKE: Menschen zu sehen, zu hören in ihrer Bedürftigkeit und dann aber auch aktiv zu werden, das gehört für mich als dritter Schritt unbedingt dazu. Hören, sehen und was tun! Eintreten in das Handeln! Mich an ihre Seite zu stellen, solidarisch zu sein. Ihre Stimme zu verstärken, aber auch Hindernisse zwischen uns abzubauen und Hindernisse für sie, damit sie sich positiv weiterentwickeln können. Ganz klassisch helfen: Seenotrettung ist Nächstenliebe, genau wie Menschen zu helfen, eine Wohnung zu finden und aus dem Heim herauszukommen. Schutzraum bieten.

Würdest Du sagen, dass Du durch deinen Glauben, dadurch dass Du auch eine transzendente Perspektive auf das Leben hast, die Dinge anders betrachtest? Inwieweit spielt für Dich diese größere transzendente Perspektive eine Rolle bei dem, was Du tust?

BERNHARD FRICKE: Das Wichtigste ist, dass ich mich nicht auf mich selbst verlassen muss. Ich muss nicht alles selbst leisten, ich darf mitmachen bei diesem Prozess, aber ich bin nicht allein, sondern habe eine Kraft in mir, über mir, um mich herum, die mich trägt. Vieles von dem, was ich mache, könnte ich gar nicht durchhalten, wenn ich mich bloß auf meine eigene Kraft verlassen müsste. Und das ist für mich wunderbar. Zu wissen und zu erleben, wenn ich einen Fehler mache: es gibt da jemanden der trägt mich trotzdem. Es geht nicht um mich, um meine Agenda. Es geht um die Menschen. Von meinem Glaubensverständnis her sehe ich die Menschen als gleichwertig an, als gleich geliebt, alle verdienen Chancen, sind mit Würde ausgestattet. Das ist für mich nicht nur eine intellektuelle, sondern eine spirituelle Überzeugung.

Bei uns Buddhisten käme da noch die Mitfreude mit dem Guten der anderen hinzu. Sie bewahrt vor einem falschen Mitgefühl, das von oben herab hauptsächlich dem hässlichen Stolz dient, denen gegenüber, denen man hilft, überlegen zu sein...

BERNHARD FRICKE: Das Problem gibt es natürlich auch im christlichen Helfen, dem muss man entgegenarbeiten. Sich selbst als wissend und andere als unwissend zu betrachten, darin liegt eine große Gefahr. Deshalb ist es mir so wichtig, dass die Menschen in ihrem Eigensein eine Chance bekommen, und ich nur bei den Rahmenbedingungen helfe.

Woher beziehst Du deine Freude bei deiner Arbeit, was macht dich glücklich dabei?

BERNHARD FRICKE: Wenn ich Freundschaft entdecke, macht mich das glücklich. Als „professioneller Helfer“ muss man zwar vorsichtig sein, man kann nicht mit jedem Schützling eine tiefe Freundschaft entwickeln. Aber es gibt Menschen, die mir so viel geben an Zuspruch - das ist ein großes Glück. Ein zweites ist: „Neugier“, auf neue Gedanken kommen, eine andere Perspektive einzunehmen, inspiriert zu werden. Besonders bei meinen spirituellen Aktivitäten, z.B. dem Lesen der Bibel, wenn ich da erfahre, dass meine Sicht durch andere Blickwinkel und Lebenserfahrungen plötzlich erweitert wird. Darin offenbart sich für mich die Größe des „Reiches Gottes“. Im Lukas-Evangelium heißt es: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes.“ Das ist meine Idee, und es ist jetzt schon wahrnehmbar; die Menschen sind unterwegs, sind voller innerer Sehnsucht, und wo das ist, was sie finden, das kann überall sein, auch hier in Potsdam. Wir sitzen am Tisch und teilen unsere Gedanken, unsere Sichtweisen und unseren Reichtum daran, und kommen so stückweise an in einer besseren Welt.

Ja, auch im Buddhismus sprechen wir vom „Sangha der Vier Himmelsrichtungen“ und den „Welten der zehn Richtungen“ um die Enge und Begrenztheit unseres Denkens aufzubrechen und eine weite Perspektive zu gewinnen... vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte N.H.